

Der Tod, so ungewiß und groß



Georges Roualt - Lithographie 1922-1923

So betrete ich seit Jahren den Friedhof, um die Stille zu suchen, vom vielen Hören und Sehen abzulassen, vom Gefragtsein mich zu trennen. Das Geräusch der Stadt dringt nur undeutlich bis in diese Stille herein. Kein Geschrei, keine Menge und noch frischer Morgen. Ich fühle, wie hier Natur und Kultur, Tradition und Fortschritt, Licht und Schatten sich durchdringen, und die Toten liegen, die da Menschenantlitz trugen, gleich uns allen.

An diesem Ort, an dem die Steine seit Jahrhunderten ihre Gespräche der Stille führen, weinten zu allen Zeiten Menschen und vollzogen zu allen Zeiten Menschen ihre heiligen Handlungen. Überall sprechen die Grabsteine in ihrer oft wundersamen oder dramatischen Sprache zu uns. Sie sind mit im Fluß des Werdens und Vergehens. Man muß mit ihnen reden. Es bricht etwas von einer Wirklichkeit auf, die stärker und überzeugender ist als menschliche Worte zu sprechen scheinen. So reift auf einsamen und stillen Friedhöfen jedem die Erkenntnis, daß nicht die Welt, sondern wir das Erste und Letzte sind.

Wenn ich hinsehe im Leben oder wenn ich aufsteige im Geiste, was ist das Letzte von allem? Die schreiende Wahrheit: Das ist der Tod. So ungewiß und groß.

Der Tod ist der Ernstfall. Er erwartet unausweichlich jedermann und also auch uns selbst. Eine ganze Gattung von Namen spricht vom Tode so, als sei er ein Jemand, der von außen her an uns herantritt. Wir wissen nur vom Tod, was alle wissen: daß er uns nimmt und in das Stumme stößt.

Menschen ordneten den Friedhof. Er schuf Vertrauen, schuf Wirklichkeit und holte uns aus der Nacht. Zunächst waren wir glücklich, als das Leben sich aus seinen Geheimnissen löste, aus seiner Magie, aus den Mythen, wie wir sagen, und zugänglicher wurde. Der Friedhof, ein unverzichtbarer Bestandteil des Lebens, der den Tod miteinschließt. Eine Siedlung, ein Wohnort für Tote.

Wir gehen an Grabsteinen vorbei, mit Namen und Daten. Hier begegnen wir der Geschichte, der Kultur. Vor der Haustür sozusagen. Doch was sich vor der Haustür abspielt, interessiert niemanden sonderlich, man kann es ja – aber das ist ein Irrtum – jeden Tag sehen. „Nicht nur mit dem Auge, mit dem Herzen sehen wir genau.“

Hier liegen menschliche Kunst und menschliche Größe. Gräber, ehrwürdige Zeugen der Geschichte, belehren uns: Manchen Generationen ist religiöse Imagination, Vorstellungskraft und Gestaltgabe in höherem Maße verliehen als anderen. Die Frage nach dem Warum stößt auf Geheimnis. War es die Kraft der Ehrfurcht? Ehrfurcht des Herzens und Ehrfurcht der Haltung, Ehrfurcht der menschlichen Würde? Ehrfurcht vor dem Tode!

Es gibt die erhabenen, doch ach so schlichten Kreuze, deren zarte Schlankheit entzückt. Wie innig schwingt in den feinen

Steinmetzarbeiten die Seele des Volkes. Es gibt die Statuen, die beseelten. Ein Engel, ein Lächeln im Stein, ein Fingerzeigen zum Himmel hin.

Doch auch der Friedhof ist dem Scherbengericht anheimgefallen. Die Ästhetik ist tot. Wir haben ihr den Lebensfaden abgeschnitten. Es gibt keine Unterschiede. Es gibt nur noch die Uniformität. Es gibt nur die marmorne Kälte der Platten. Es gibt die Urnen mit der Totenasche. Wir sehen Ideen, Stile und Techniken, die für das Volk stets weniger bedeuten. Christus und die Heiligen als gichtkranke Troglodyten darzustellen ist noch nicht Kunst. Ein Zeichen des Verfalls? Wer weiß?

Eine Kultur beruht auf dem, was von den Menschen gefordert wird, nicht auf dem, was sie geliefert erhalten. Oder sind wir Heutigen minder begabt als jene begnadeten, namenlosen Handwerker, Künstler, die sich wünschten, in ihrem Werk anonym zu sein? Vermögen wir nicht mehr ihr Schaffen in unseren Geist aufzunehmen? Wessen mangelt es uns, daß wir nicht mehr wie jene den Zugang zur sakralen Welt finden? Oder ist es das Streben der Menschen, auch den Tod aus ihrem Gesichtskreis zu verbannen, und so das Leben ärmer zu machen? Wohin wollen wir denn?

Auf diese Fragen mag ein jeder nach seiner Art eine Antwort suchen. Im Suchen aber wird er sich plötzlich hinweggehoben finden über die Nichtigkeiten des Alltags, den kleintlichen Ärger, das Übermaß an Geschäftigkeit, die ausweglose Angst. Die Angst ist die Signatur unserer Zeit geworden. Sie macht das Sterben fremd und schwer.

Wenn ich heute dem Leben meiner Eltern nachdenke, spüre ich die Tiefe des Umbruchs, dessen äußeres Datum der Zweite Weltkrieg bedeutet, fast körperlich.

Die bäuerliche Welt, ein in Generationen geübtes Hineinwachsen der Kinder in Glauben und Sitten der Väter. Eine von Elternhaus, Kirche und Schule gemeinsam geprägte Welt.

Die ganze laute und schrille Welt unserer Tage hat manches Wertvolle unserer Generation vergessen lassen. Das vorher Geschehene liegt weit hinter uns. Es scheint uns entschwinden.

Es gibt große Stunden im Leben. Bisweilen schauen wir an ihnen herauf. Wir nehmen die Stille unseres Betrachtens wie ein Echo aus der anderen Stille.

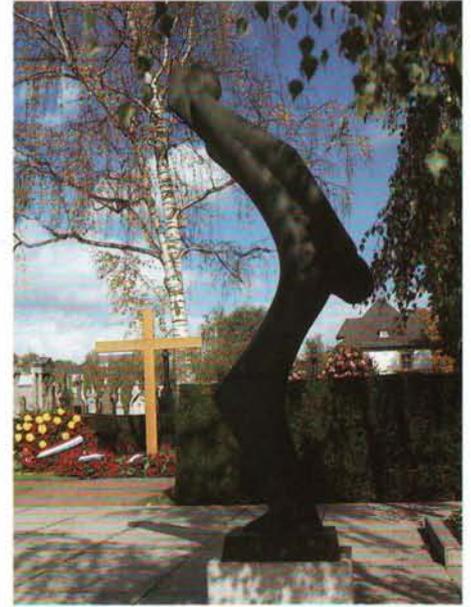
Früher hat allen Bürgern des Dorfes vernehmbar, eine Glocke geschlagen. Ihre Stimme wirkte eindringlich, noch in ihrem Nachhall. Sie läutete den Tod ein. Eine Pause im äußeren Leben.

Wer hat das Furchtbare vom Tod, die Bangigkeit vor dem Sterben so von Grund auf erfahren wie Soldaten im Krieg, wie Gefangene, wie Häftlinge im Konzentrationslager?

Jenes Massensterben im Kriege, auf den Schlachtfeldern, in den Luftschutzkellern, in den Konzentrationslagern. Mehr als der erdrückende Gedanke des Todes: Sie sahen dem Tod entgegen und glaubten nicht an den Tod.

Schicksal der Sträflinge! Ein Wettlauf in Grausamkeiten. Beute und Opfer jener Zeit von Niedrigkeit und Wahnsinn. Seht sie an, die da harren und verdorren mit verwundeter Geduld! Ich habe sie in meiner tiefsten Seele bewahrt: Sterbende, gezeichnet mit der letzten Ängste Zeichen und überall entblättert und entstellt – Skelette, wie Scherben fortgeworfen. Und es blieb nicht eine Narbe ihres Namens.

Sterbende, die uns anschauen mit ihrem Leidensgesicht, mit Augen, die alles durchdringen. Heimweh! Und aus diesem gefurchten und zerschlagenen Gesicht, aus diesem



Grabmal von Hinzert

mißhandelten Geschöpf löst sich etwas Kurzes, Menschliches, etwas Flüchtliges und Ewiges. . . ein Blick. Blicke des Lebens, für immer verloren. Gesicht und Lächeln verwehen im Nichts. Menschen, die man nie mehr wiedersehen wird. Das alles mag der Jugend heute fremd und abwegig vorkommen. Ach, ich war jung wie ihr.

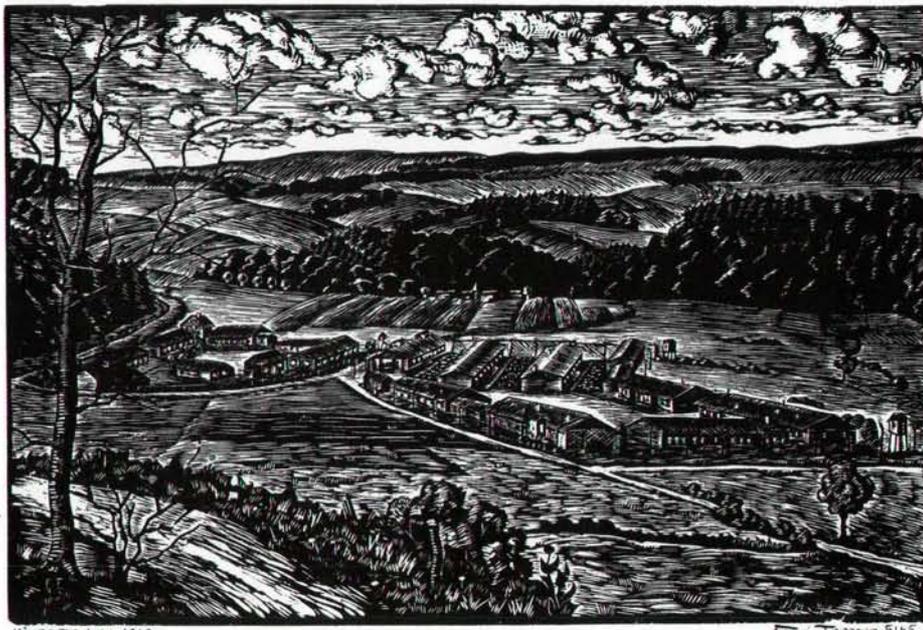
Der 37jährige Helmut von Moltke, eine der nobelsten Figuren des Widerstandes gegen die Naziherrschaft, schreibt am Tage vor der Hinrichtung an seine Frau: „Mein Leben ist vollendet, und ich kann von mir sagen: Er starb alt und lebenssatt. – Das ändert nichts daran, daß ich gerne noch etwas leben möchte.“ Und alles ist, als wär es schon geschehn.

Und immer wieder kehre ich zurück zum Grab-Mal von Hinzert. Das klagende Leid, weise eingeformt in Guß, wird zur Gestalt, die sich wölbt, als ob sie allen Gram und alle Plage in ihrer Schlankheit sammelte und doch nur Gleichnis ist und Guß und Ding.

Sie werden nicht bezwungen von der Zeit, denn selig sind sie, die still im Regen standen ohne Dach. Märtyrer vor der Hinrichtung! Nur die Herzen schreien. Im Schatten des Todes fühlt der Mensch, daß er wirklich sein eigenes Leben lebt, und dann beginnt er sich selbst zu finden, sein eigenes Mysterium, das alle Geschichte in sich schließt. Jeder hat sein eigenes Leben und sein eigenes Los vor sich.

Und fühlst du, was Abschied heißt! Abschied vom Leben. Abschied vom Frühling. Aber wer hat Erfahrung, eine unmittelbare Erfahrung von dem, was im Sterben des Menschen geschieht? Der Sterbende selber vielleicht! Gestorbensein! Tot!

Auch der Tod löst Assoziationen aus, die kein Ende nehmen. Wir sind aus Sprache gemacht. Noch in der stillsten Stunde des Schweigens sind wir Sprache, denn nur in Sprache können wir denken. Ich erinnere an



HINZERT 6/4. 1942

solche in der Literatur, die sich mir eingeprägt: an den Bericht Simone de Beauvoirs über das Sterben ihrer Mutter, oder an das Requiem, das Anne Philippe auf ihren Mann, Gérard Philippe, schrieb, der an Krebs starb. Zwar nur ein Name, doch einer jener Namen, die unvergessen bleiben. Ludwig Uhland hat uns ein romantisches Liedchen gewidmet: „Droben stehet die Kapelle. . . drunten trägt man sie zu Grabe. . .“

Aber es bedarf keiner literarischen Erinnerungen; die persönlichen genügen mir. Es sind nicht abstrakte Gedanken, die mir in die Feder fließen. Es ist ewiges Erleben und Erinnern. Es geht voll Nachklang langsam in mich ein.

Der Tote darf, solange er noch im Hause ist, keinen Augenblick allein gelassen werden. Totenwacht! Am Totenbett beten die Nachbarn besonders laut und lang.

Der Raum, in dem der Tote aufgebahrt liegt, wird verdunkelt, die Läden geschlossen, die Vorhänge zugezogen, Türen und Spiegel schwarz verkleidet.

Durchwachte Nacht. Eine wirre, ruhelose Nacht.

Die Mutter blickt ins Kerzenlicht, und in ihren Augen sind Kummer und Not zu lesen. Ihre Seele liegt wie aufgelöst auf dem Toten. Verlassen. Sind nicht alle Menschen in Not und Verlassenheit?

Die Stube ist wie ein schwarzes Grab. Stille haucht herauf, doch sie schenkt mir keine Ruhe. Ich taste nach Streichhölzern und zünde eine der Kerzen an, die neben der Bahre stehen, eine zweite, eine dritte, alle sieben. In dem Hauch, der vom Fenster kommt, beginnen die Flämmchen sich zu wiegen.

Die Kerzen erheben ein strahlendes Gefunkel. Die Helle, die flackernde, scheint von feierlicher Art. Ich glaube an die Kraft des himmlischen Lichtes.

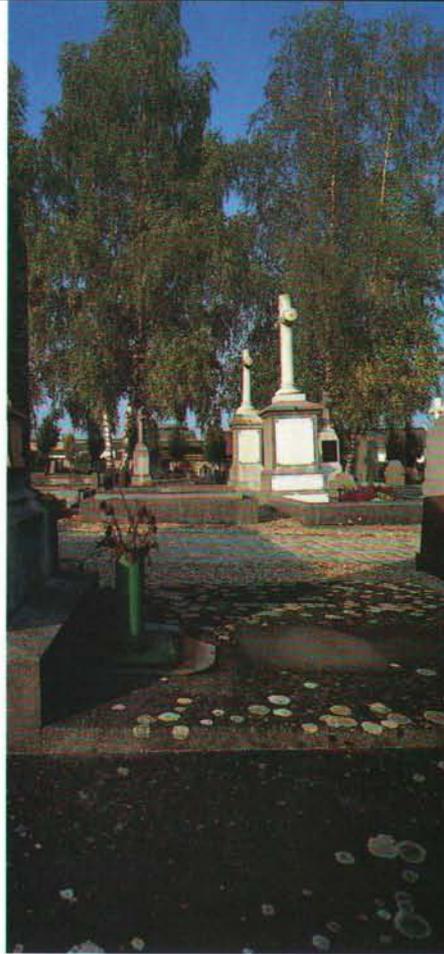
Die Schwester starrt stumm durch den Kerzenschimmer auf den Toten. Die Bitterkeit würgt sie. O Trauer. Einsamkeit. O schweres Zeitverbringen. . .

Keiner wagt ein Wort zu sprechen. Es war eine große Stille. Aber, hat man sich gesagt, was gesagt werden soll? Ich spüre noch die Wand des eisigen Schweigens hinter meinem Rücken.

Ich sah in sein Antlitz und war um Jahre zurückversetzt. Da rinnt der Kindheit lange Zeit mit Warten hin. . .

Ich saß an seinem Krankenbett. Ich glaubte, wie damals seine unruhigen Atemzüge und sein Stöhnen zu hören. Ich griff nach seiner Hand und spürte die Kälte des Todes.

Wir beteten und beteten. Die Kerzen brannten nieder. Eine um die andere verlosch flackernd. . . und der Schmerz verwandelte sich in Trauer, bis endlich Trauer zuviel in mir sich häufte und in Tränen ausbrach. Ich senkte die Augenlider, wie um mein ganzes Gesicht unter den Schatten meiner Wimpern zu verbergen und weinte in die Hände.



Zum menschlichen Leben gehört die Trauer und gehört das Trösten, genauso wie Freude haben und Freude machen.

Aber ich meine, wir verlieren etwas Wichtiges, wenn wir uns vor der Trauer und dem Leid abzuschirmen versuchen.

Die Nacht endet. Ein neuer Menschentag ist nahe.

Der Pfarrer kommt.

Ein Vaterunser wird gesprochen, ein Segen über dem Sarg.

Der Deckel schließt sich. Der Sarg wird zugenagelt und zum Grab getragen. Es ist ein langer Weg. Es ist ein langer Zug. Der pomp-hafte Totenwagen, der über und über mit Kränzen bedeckt ist, und von prächtigen Rap-pen gezogen.

Es gibt viel Wiedersehen am Sarg. Menschen, die sich lange nicht gesehen haben, werden durch den Abschied zusammengeführt. Mancher, der mir im Leid sein Beileid bekundet, meint wirklich, was er sagt. Leid wird kleiner, wenn man es teilt und mitteilt. Der Hauch der Freundschaft säntigt den Schmerz. Manche werden an Vergangenes denken, manche werden beten.

Manche sind mit Andacht und Ergriffenheit, sind mit dem Herzen dabei.

Manche werden nur schauen und traurig sein. Etliche werden weinen. Manche werden sich an die Lebensgeschichte und an die Sterbensgeschichte des Toten erinnern. Grausam ist die Vergänglichkeit und unendlich lange, wenn das Grab sich über uns geschlossen hat.

Spürst du den Geruch? Der Trauerduft steigt vom Grabe empor. Ich fühle die Kühle des Grabes. Die erregende, ergreifende

Stimme des Priesters: Es ist ein plötzlich sehr menschliches Begräbnis.

„In Paradisum deducant te Angeli. . .“ Er singt mit einem warmen und vollen Ton, der sein Beben verschleiert, doch nicht so, daß es nicht hier und da in einem Wort hörbar geworden wäre.

Die schlichten Worte befreien die Kräfte des Gemüts, des Herzens, des Glaubens. Ein Schwarm von Engeln, der zu schweben scheint, bringt die Botschaft der Hoffnung. Lux aeterna! Die letzten Töne gleiten wie ein Hauch über die schweigende Menge. Sie werden auferstehen, die Toten. Augen sehen ewig das ewige Licht. So ist ihr Glaube.

Hoffnung macht die Menschen weit. Wie reich wurde allzeit geträumt, vom besseren Leben geträumt, das möglich wäre? . . . „nach einem glücklichen, goldenen Ziel, sieht man sie rennen und jagen.“

Und es wird in der Ferne ein Traumbild sichtbar, das ewige Arkadien, das verlorene Paradies.

„Es reden und träumen die Menschen viel, von künftigen besseren Tagen. . .“ Die Träume vom besseren Leben bewegen schon die Kindheit des Menschen. Schon in der Morgenfrühe seines Daseins entdeckt der Mensch, daß er nicht hat, was er wünscht.

Ich erinnere mich voller Sehnsucht der Psalmen der Totenvesper. Von Männern mit markigen Stimmen gesungen, das schwarze Gesangbuch dabei nur mühsam und oft verkehrt in den Händen haltend. Aber was macht das? Die Verse haben eine trostspendende und weichstimmende Wirkung. Die Seele erhebt sich in höhere, den „grauen Alltag“ verleugnende Sphären. Unsere eigenen Sorgen versinken in der Unendlichkeit der Zeit: „Aeternam habes requiem. . .“

Die Kirche hat das in der lateinischen Literatursprache liegende sprachliche Band der Universalität zerschnitten und durch das Nationale, nämlich die Volkssprache ersetzt.

Es ist viel verloren gegangen.

Es scheint als wäre die alte Welt gestorben. Was heißen heute schon „Evangelium“, „Wort Gottes“? Es gibt nur die eine sichtbare Diesseitigkeit.

„Harre, meine Seele!“ – Es ist ein zweifelter Abschiedsgruß, es ist ein Sehnsuchtslied des Lebens, eine Beschwörung des Todes. Seine Kürze scheint sich in ein unendliches Echo zu dehnen.

„Harre des Herrn!“ – Feierliches Schweigen. Die Trauernden haben das tiefe Empfinden, daß aus diesem Gesang die Stimme des Lebens zu ihnen spricht. Und alle spüren sie, wie die bitteren Wasser des Meeres, das in allen lebenden Wesen zwischen Wiege und Grab wogt, allmählich den Rand der Augenlider zu überschreiten drohen. . .